

II. 2.

Herbert Walter

Riegel

Im Krieg vom Hanauerland auf die Schwäbische Alb

*Herbert Walter war 1945 zehn Jahre alt. Er wohnte in **Memprechtshofen** im **Hanauerland**, Vater: Soldat, Mutter: Lehrerin von mehr als 100 Schülern. Er schreibt über Kriegsspiele im Kinderzimmer, Abhören von Feindsendern. Ende November 1944: Vater evakuiert die Familie nach **Mössingen-Öschingen** am Albrand, bei Verwandten. Dort Einmarsch der Franzosen, Mutter versteckt sich am Bach. Schnaps als Währung. Dann Heimfahrt mit Holzvergaser. Wieder in **Memprechtshofen**: Wohnung geplündert, zerstört. Schulkamerad fährt mit seinem Rad. Er kommt noch 1945 ans „BG“ nach **Freiburg**, wohnt bei den Großeltern.*



Herbert Walter als kleiner Junge beim Kriegsspiel mit „Holzgewehr“.

Foto: Privat, Reproduktion: BZ

Ich heiße Herbert Walter, wurde 1935 in Kenzingen geboren, erlebte den Krieg als Kind im Hanauerland und seine letzte Phase in Öschingen am Fuße der Schwäbischen Alb. 43 Jahre war ich Lehrer, davon 30 Jahre Schulleiter in Riegel. Ich war es gerne. Schreiben und Malen sind meine Hobbys geworden.



Herbert Walters Kinderzeichnungen über den Krieg verraten auch, was Kinder damals faszinierte.

Dokument: Herbert Walter, Reproduktion: BZ

Ende 1944:

In meinem großen Kinderzimmer spiele ich Krieg. Aber nur, wenn ich alleine im Hause bin; Mutter ist oft in der Schule. Vor der einen Wand baue ich die blaue Armee auf; ihr gegenüber steht die rote Truppe. Die Gebäude sind aus Bauklötzchen, die Soldaten aus Zinn. Panzer bastle ich aus Streichholzschachteln, Wellpappe für die Ketten, die Türme sind aus Kastanien geschnitten: Kastanien verwende ich auch als Geschosse. Ich werfe von der Wand der Blauen Kastanien gezielt auf die rote Truppe; Blau ist deutsch, Rot – das sind die Alliierten. Nach 20 Schüssen wechsele ich die Seite. Jetzt bin ich Engländer oder Russe, schieße auf die Deutschen, diesmal aber mit geschlossenen Augen. Zuletzt zähle ich die Verluste, die umgefallenen Soldaten und die zerstörten Gebäude. Die Deutschen gewinnen immer, weil sie einen haben, der mit offenen Augen schießt.

Wir wohnen im Rathaus über dem Sitzungssaal. Abends heißt mich Mutter auf den Holzdielenboden liegen. Ob noch jemand unten im Rathaus ist. Wenn nicht, dreht sie ganz leise das Radio auf: Radio Beromünster oder BBC London. Ich höre dessen Erkennungsmelodie: „Oh, Susanna...“. Jemand singt nach dem Krieg die Melodie im Dialekt: „Wege dem bruchsch du nit trurig si“. Mutter sagt intensiv, ich dürfe niemandem erzählen, dass wir „Schwarzsender“ hören. Sonst kämen wir ins „KZ“. Als zehnjähriges Kind weiß ich von Konzentrationslagern. Ich höre von den drei Abschnitten der Ostfront, kann das schwere Wort „Dnjepropetrowsk“ aussprechen. Die Invasion ist mir bekannt. Mutter zeigt mir auf der Landkarte, wo der Feind steht. Beim Spiel „Stadt, Land, Fluss“ kann ich mithalten, denn ich weiß von Cherbourg, Le Havre, Warschau, von Stalingrad und der Wolga, von Paris und der Seine. Wir kommen nicht ins KZ, weil ich auf der Straße still halte.

Die Tiefflieger heißen „Jabos“. Zu viert machen sie das Land unsicher. Besonders gerne zielten sie auf Lokomotiven, auf den „Entenköpfer“, der von Kehl nach Bühl schnauft. Sie stürzen sich auf Brücken, werfen da ihre Sprengbomben ab. Die Renchbrücke in Membrechtshofen treffen sie teilweise. Wir wohnen 300 Meter von der Brücke weg. Die Explosionen machen einen Mordskrach; der Luftdruck dringt in unser Gebäude. Der dreibeinige Sauermilchbehälter, in dem Mutter Bibiliskäs macht, hüpfte über den Spülstein. Er kullert in den Ausguss. Ich bekomme Panik, weil ich die nächsten Bomben in unserem Haus erwarte. Mutter, auch nervös, schnauzt mich an: „Bub, reiße dich zusammen! Du spielst so oft Krieg, und jetzt, wo es drauf ankommt, machst du so ein Geschrei. Es passiert nichts im Haus!“ Aber warum nimmt mich Mutter nicht in den Arm? Warum faucht sie, wo Liebe angebracht ist? Ich weiß, sie hat 110 Kinder alleine in der Schule; morgens die Hälfte, mittags die Kleinen. Zwei Klassen also!

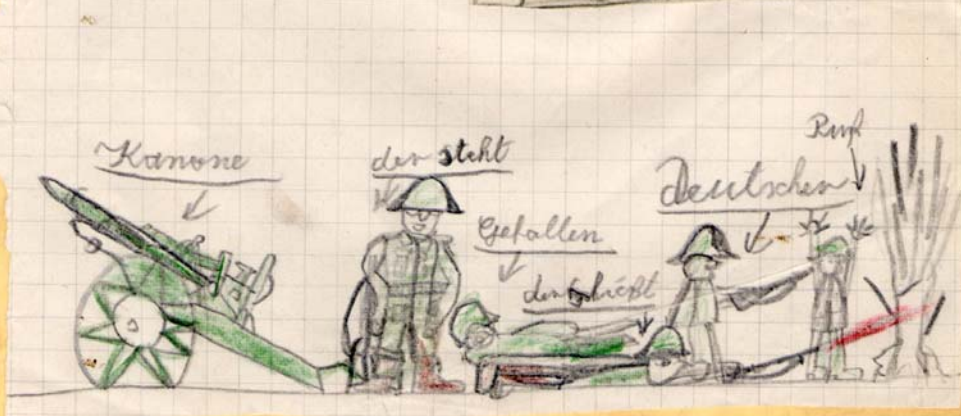
Ende November wird im Hagenauer Forst, in der Zaberner Senke gekämpft. Wir hören das Wummern der Artillerie. Vater, Soldat in Stuttgart, erwirkt einen Tag und eine Nacht Urlaub. Er evakuiert uns nächstens nach Schwarzach. Dort merkt er, dass er seine Gasmaske vergessen hat. Glücklicherweise hat das Zügle Aufenthalt; wir müssen sogar umsteigen. Vater saust mit einem geliehenen Fahrrad 8 km zurück. Mutter „besticht“ den Lokführer mit einer Schachtel Zigaretten; er möge doch warten.

Es klappt, Vater hat seine Gasmaske, kann so drei Tage Bunker vermeiden. Via Rastatt geht es mit einem Nachzug weiter durchs Murgtal nach Horb am Neckar. Es tagt. Tiefflieger tauchen auf; ein

Der Kampfraum Italien



Ruf



Bombergeschwader der Amis – die fliegen tags, die Tommys nachts – dröhnt über uns hinweg. Wir werden aus dem Zug in einen nahen Bergkeller gejagt. Mutter kann nicht so schnell rennen. Vater und ich, wir sollen uns retten; sie schließe mit dem Leben ab. Ich bekomme immer mehr Angst. Aber es passiert nichts. Nebenbei erfahre ich, dass andere Mütter ihre Kinder an sich drücken. Unversehrt gelangen wir nach Mössingen-Öschingen. Verwandte nehmen uns halbherzig auf.

Kriegsende und kurz danach:

Parteibonzen und Soldaten verwandeln sich in den Wäldern in Zivilisten. Sie legen die Uniformen ab und stecken sich in alte Kleider von Bauern. Wir Kinder sammeln die Waldtextilien. Unsere Mütter schneiden die Hosen ab, machen Kniehosen für uns Buben daraus. Die Beine sind mit Wollstrümpfen bedeckt, die wiederum durch „Strapse“ am Leible festgehalten werden. Mitte April eilen deutsche Soldaten durchs Dorf; Richtung Reutlingen. Sie kehren um, weil sie eingekesselt sind. Irgendwo ergeben sie sich den dunkelhäutigen Kolonialtruppen, welche für die Franzosen den Kopf hinhalten.

Wir verschwinden durch eine Falltür in den Kartoffelkeller. Ab und zu knallt es. Gepanzerte Fahrzeuge rattern durchs Dorf. Fremde Stimmen beherrschen den Tag. Da nichts von Belang passiert, verlassen wir vorsichtig den Keller. Wir erwarten die Besatzung, aber zunächst schießen die Schwarzen nur nach Hühnern. Offensichtlich haben sie Hunger. Im Laufe der nächsten Tage verwandelt ein Offizier der „Grande Nation“ das Rathaus in eine Kommandozentrale. Es beginnt die Zeit der Alkoholwährung. Schnapsflaschen werden aus den Gärten ausgegraben. Mit Schnapsgaben versucht man, Einfluss auf die Besatzung zu bekommen.

Wenige Tage nach der Dorferoberung fahren Jeeps durchs Dorf; mit aufgesetztem Maschinengewehr. Per Megaphon wird die Bevölkerung zur Herausgabe ihres Schmucks und der Uhren aufgefordert. In unserem Schlafzimmer steht ein alter Wecker, aber Mutter gibt ihn nicht ab; sie ist einfach verschwunden und hat mich allein im Haus zurückgelassen. Ich ängstige mich, denn der Jeep lässt verlauten, wer bis abends 18 Uhr die Wertgegenstände nicht abgeliefert habe, werde erschossen.

Tatsächlich stürmt ein Marokkaner ins Haus, macht sich im Schlafzimmer zu schaffen. Ich irre im Hausgang umher. Der Mann aus Marokko grinst mich an, will nichts von mir, riecht stark nach 4711. Es stellt sich heraus, dass er dieses Kriegsparfüm über sich geschüttet haben muss. Manche vermuten, in Ermangelung von Schnaps könnte der Soldat von dem Zeug auch getrunken haben.

Später erfahre ich, dass Mutter sich zusammen mit der Arztfrau in das nahe Bachbett gerettet hat. Sie wird nicht vergewaltigt. Sie lässt sich nicht finden. Glücklicherweise ergeht nach einigen Tagen militärischer Befehl an die Truppe, dass Vergewaltigungen und Diebstahl unverzüglich bestraft würden. Der Ortskommandant zeigt Menschlichkeit; er hat Niveau. Im Juli entlässt er uns aus seinem Machtbereich. Gegen Schnaps und anderes natürlich.

Mit einem Holzvergaser fahren wir über Freiburg nach Offenburg. Der LKW ist mit Möbeln beladen. Mutter darf ins Führerhaus sitzen; ich werde zwischen Stühle und Tische gewiesen. In der Schule bei

der Offenburger Dreifaltigkeitskirche dürfen wir übernachten. Anderntags geht's über Rheinbischofsheim nach Membrechtshofen. Ein Kleefahrzeug nimmt uns auf; es wird von einer Kuh gezogen. Die letzten Kilometer geht's ganz langsam. „Frau Lährer, 's isch viel kaputt!“, so die Bäuerin, die das Fuhrwerk lenkt.

Tatsächlich finden wir unser Domizil verwüstet vor; eine Granate hat das Storchennest vom Dach gepfeffert. Drinnen im Haus liegt alles verkommen rum. Der Kachelofen hat sich mit dem Geschirr in Trümmer verändert. Das Sofa ist aufgeschlitzt; es ist Aschengroßbecher geworden und teilweise angebrannt. Alle Schlösser sind mit Bajonetten aufgebrochen worden. Auf ein Hitlerbild, einst ein Schülerspielzeug, ist gekackt worden. Am meisten beschäftigt mich ein Kleinkind-Bild von mir. Es hängt noch an der Wand. Aber die Besatzer haben Messerwerfen darauf geübt. So kann ich sehen, wie ich ins Gesicht getroffen bin. Es dauert lange, bis wir unsere Wohnung bewohnbar gemacht haben.

Ich treffe meine Schulkameraden wieder. Einer fährt auf meinem Fahrrad herum; er hat es gestohlen oder stehlen lassen. Ein anderer hat Teile meiner Eisenbahn, meiner elektrischen, kassiert. So manches Spielzeug hat den Besitzer gewechselt. Mutter sagt, ich solle nichts zurückfordern; die Hauptsache sei, dass wir noch leben. Doch das Fahrrad bekomme ich zurück, weil mir die Rahmennummer zupass kommt. Irgendjemand hat gemeint, einen offensichtlichen Diebstahl könne man nicht verteidigen.

Kolonialtruppen üben mit meinem wiedererlangten Rad. Sie leihen es sich mit Nachdruck aus. Sie ramponieren es; unter Geschrei und Gelächter fallen sie auf den Boden. Doch immer wieder geben sie mir das Rad zurück – und eine Schachtel „Hoco“ dazu. „Hoco“ ist wie Gauloise stark und dunkel. Mit „Hoco“ bin ich reich; denn ich kann tauschen gegen Lebensmittel. Später gibt's keine Zigaretten mehr; doch wir rauchen einfach Lianen vom Rheinwald weiter. Dieses Schlinggewächs glüht gut, aber es brennt arg auf der Zunge. Glücklicherweise komme ich wieder weg vom Rauchen. Die Lage normalisiert sich einigermassen, mindestens auf dem Land. Doch ich muss 1945 noch ins Humanistische Gymnasium nach Freiburg, ins „BG“. Meine Großeltern nehmen mich. Bei ihnen lerne ich den Hunger in der Stadt kennen: das gelbe Maisbrot, den braunen Zucker, das Öl aus Bucheckern, die 200gr-Tagesration. Und das Anstehen vor den Geschäften. Dennoch erfahre ich auch Gutes: Die Quäker-Speisung in den Wiehre-Barracken, den Inhalt eines halben Care-Pakets, und ich bekomme über die Kirche einen gebrauchten Mantel mit Fischgrätenmuster; aus der Schweiz.

Die Lage entspannt sich. Wir werden wieder „normal“. Zum Zeichen dafür, dass mich der Krieg geprägt hat, lege ich meine Kinderzeichnungen bei; sie erzählen vom Töten und Getötet werden. Aber sie sind auch sehr expressiv. Finden sie nicht auch?

Herbert Walter

